

„Ohne Hoffnung, ohne Verzweiflung“

SPIEGEL-Interview mit dem DDR-Dramatiker Heiner Müller in Ost-Berlin

SPIEGEL: Sie proben hier am „Deutschen Theater“ den „Hamlet“. Kann man in diesen Zeiten überhaupt Theater machen?

MÜLLER: Machen schon. Die Frage ist nur, ob man's noch verkaufen kann.

SPIEGEL: Die Straßen sind voll, die Theater sind leer.

MÜLLER: Das kann man so sagen. Nun funktioniert dieses Stück ganz gut. Weil es ein Stück über eine Staatskrise ist, über den Riß zwischen zwei Epochen und über einen jungen Mann, der in diesem Riß steckt. Die spannende Frage am Ende lautet: Wer übernimmt den Staat? Wer ist Fortinbras?

SPIEGEL: Kommt er aus Bonn?

MÜLLER: Zum Teil aus Bonn, zum Teil aus Cottbus. Das Problem ist, beide zusammenzubringen.

SPIEGEL: Ihre Proben habe lange vor dem 9. November begonnen. Hat sich die Arbeit in der Zwischenzeit verändert?

MÜLLER: Sie ist langsamer geworden. Die Schauspieler sind auf Demonstrationen beschäftigt. Und im technischen Bereich gibt es seit der Maueröffnung viele freie Stellen.

SPIEGEL: Vor ein paar Wochen noch wurde in Ost-Berlin geklatscht, weil der Landvogt in „Wilhelm Tell“ als Parteilonze verstanden werden konnte. So einfache Theatersiege wird es in Zukunft nicht mehr geben.

MÜLLER: Und das ist auch gut so. Die Kunst hat vom Mangel gelebt. Peter Brook erzählt von einer Theateraufführung kurz nach dem Krieg: Da trat ein Clown vor hundert Kindern auf und hat nur Wurstsorten aufgezählt. Und bei jeder Wurstsorte haben die Kinder gejubelt, weil sie die nicht hatten. Das war bei uns die Funktion von Theater.

SPIEGEL: Wie reagieren die Theater auf ihre neue Autonomie?

MÜLLER: Vor allem zu langsam. Die Apparate sind zu schwerfällig, um spontan mit neuen Spielplänen zu reagieren. Aber diese Langsamkeit ist ein Grundproblem in der DDR. Ehe die DDR merkt, daß sie gekauft wird, ist sie schon verkauft. Deutsche kaufen Deutsche.

SPIEGEL: Ihre Schauspieler haben sich in einem offenen Brief an Helmut Kohl gegen dessen Wiedervereinigungsgedanken gewandt. Am Schwarzen Brett hingegen dann die Reaktionen: Das Theater

sei eine „Lumpenbühne“, den Schauspielern, diesen „politischen Umweltbeschmutzern“, wird empfohlen, in „den Kohlengruben“ zu arbeiten. Überrascht Sie das?

MÜLLER: Nein, das sind ganz verständliche Reaktionen. Es gab ja diese kalkulierte Trennung zwischen privilegiert und nicht privilegiert. Die Künstler gehörten zu den Privilegierten. Und die Unterprivilegierten waren die Mehrheit der Bevölkerung, die im Namen des So-



Dramatiker Müller
Mafioso aus dem Gewerkschaftsgully?

zialismus entrechtet wurde. Die können jetzt nach 28 Jahren zum ersten Mal rüber, sind wie benommen von dieser Pracht und fühlen sich um ihr Leben betrogen. Die sagen sich doch: Diese Scheißkünstler konnten das schon immer, und ausgerechnet die wollen sich jetzt zum Sprachrohr machen. Das ist eine ganz normale Form von zivilem Bürgerkrieg. Das gehört zu jedem revolutionären Prozeß.

SPIEGEL: War der 9. November eine Revolution?

MÜLLER: Die erste deutsche Revolution von unten.

SPIEGEL: Und jetzt wird abgerechnet?

MÜLLER: Vor kurzem ging einer zu einem bekannten Anwalt, der hinter seinen Aktenbergen fast verschwand und stöhnte: „Alles Denunziationen.“ Aber

es ist wichtig, daß diese Verfahren jetzt laufen.

SPIEGEL: Welche Rolle sollten da die Künstler übernehmen?

MÜLLER: Eine so kleine wie möglich. Ich halte diese ganzen Aktivitäten für äußerst dubios. Denn natürlich hat keiner seine Privilegien abgelehnt. Auch die nicht, die jetzt drüben so tun, als seien sie Märtyrer gewesen. Es gibt Ausnahmen, Erich Loest etwa oder Jürgen Fuchs. Loest würde ich nie etwas von dem übelnehmen, was er sagt, so falsch ich es auch immer finden würde.

SPIEGEL: Und Sie selber?

MÜLLER: Ich habe mich nie als Märtyrer gefühlt. Meine Stücke waren vielleicht ein bißchen länger verboten, aber ich habe das nie als Passionsweg empfunden. Mein Privileg war, daß meine Stücke wenigstens im Westen gespielt wurden.

SPIEGEL: Bei Ihnen wurde nicht nur geklatscht, sondern auch gepfiffen, als Sie am 4. November auf der von Theaterleuten organisierten Demonstration auftraten.

MÜLLER: Ich bin kein Volkstribun. Ich kann nicht mit 500 000 Menschen reden und sagen: „Mein Volk“, weil es nicht mein Volk ist. Ich habe einen Text einer Initiative für unabhängige Gewerkschaften verlesen, in dem darauf hingewiesen wurde, daß bei einer Wirtschaftsreform wieder die Arbeiter die Hauptlast trügen. Die einen waren empört, daß ich nichts eigenes sagte, die anderen, weil sie mich, wahrscheinlich wegen der Brille, für irgendeine dunkle Figur aus einem Gewerkschaftsgully hielten, für einen Mafioso, der hetzen will. Da gab es dann Zwischenrufe wie „Demagogie“, „Aufhören“ oder „Arbeiten gehen“.

SPIEGEL: Wie wollen Sie das Mißtrauen gegen die abbauen, die ganz bequem in dem Sozialismus gelebt haben, den die Künstler retten wollen?

MÜLLER: Indem man in die Betriebe geht. Es kann gut sein, daß man dort verprügelt wird. Aber man muß es probieren.

SPIEGEL: Können Sie sich vorstellen, wie die Belegschaft von Bergmann-Borsig auf die „Hamletmaschine“ reagiert?

MÜLLER: Wahrscheinlich werden sie sagen: „Was soll der Quatsch?“ Und dann kann man reden . . . Aber ich weiß gar nicht, ob ich den Sozialismus retten



„Hamlet“-Proben in Ost-Berlin: „Wer übernimmt den Staat?“

will. Man muß vorsichtig mit dem Begriff umgehen. Den Sozialismus hat es nie gegeben. Das war eine Idee im Hinterkopf von Intellektuellen. Als Realität war es die Kolonisierung der eigenen Bevölkerung, war es das Stalinsche Konzept.

SPIEGEL: Möglicherweise interessiert die Zuschauer der real existierende Kapitalismus mehr als die Probleme beim Aufbau des Sozialismus?

MÜLLER: Richtig. Die historische Perspektive ist ihnen ausgeprägelt worden. Die Trennung der Kommunisten von der Macht, die jetzt global stattfindet, ist aber auch eine Chance. Eine Chance, den Begriff der Utopie zurückzugewinnen, der bisher von den Terroristen verheizt wurde.

SPIEGEL: Ohne Utopie kann man nicht leben?

MÜLLER: Nein. Nicht auf Dauer, ohne Schaden zu nehmen. Sicher, man kann mit dem Fickbomber nach Bangkok fliegen, dazu braucht man keine Utopie. Das kann man so lange machen, bis man Aids hat.

SPIEGEL: In Ihrem Stück „Der Auftrag“ verrät der Held Debuission in dem Moment seine Utopie, als er bemerkt, wie schön Jamaika ist.

MÜLLER: Das ist die Lage . . . Ich beobachte sie als Phänomen – ohne Hoffnung und ohne Verzweiflung. Es ist großartiges Material, was einem Dramatiker da angeboten wird.

SPIEGEL: Was ist mit der Wiedervereinigung?

MÜLLER: Ich fürchte, die läßt sich kaum noch verhindern. Aber es wäre todlangweilig.

SPIEGEL: Warum sind Sie dagegen?

MÜLLER: Es würde eine Farbe fehlen in Europa. Ein Motiv der Bundesrepublik ist natürlich, daß man jetzt die Türken loswerden kann, weil es ja nun Deutsche für die Dreckarbeit gibt. Eine deutsche Putzfrau ist sauberer, auch wenn sie aus Cottbus kommt, als eine polnische oder türkische. Für viele in der DDR ist es beleidigend, wie Kohl als neuer Kolonialherr auftritt. Die DDR hat den Krieg verloren und bezahlt. Und die Bundesrepublik hat ihn gewonnen. Wie auch die Amerikaner den Vietnamkrieg letztlich gewonnen haben. Denn es geht ja nicht um militärische, sondern um ökonomische Kategorien.

SPIEGEL: Selten ist ein Kolonialherr so freundlich begrüßt worden. Es gibt viele DDR-Bürger, die in Kohls Vorschlag keinen kriegerischen Akt sehen.

MÜLLER: Natürlich ist es einer. Wenn man den einen Kolonialherrn los ist, hält man den anderen für einen Freund. Aber man bleibt Kolonie.

SPIEGEL: Vor Jahren hatten Sie in einem Interview gesagt, die innere Freiheit der asozialen Kids am Prenzlauer Berg sei größer als die der Angestellten im Westen. Nun scheint es, daß die Freiheit erst mal ins nächste Kaufhaus führt.

MÜLLER: Was ich mir wünschen würde, wäre ein Massendiebstahl. Man bräuchte dazu mindestens 500 Leute; aber das ist schwer zu realisieren.

SPIEGEL: Aber alle haben brav ihr Begrüßungsgeld ausgegeben.

MÜLLER: Darüber war ich fürchterlich enttäuscht. Weil ich glaube, daß sie das Recht hätten, die Freßetage im KaDeWe zu plündern.

Biermann

Rührend deutsch

Nun haben sie ihn wieder: Zu zwei umjubelten Konzerten reiste der vor 13 Jahren ausgebürgerte Liedermacher Wolf Biermann am Wochenende in die DDR.

Vor fünf Wochen, Egon Krenz war längst Parteichef in Ost-Berlin, gab das Parteiorgan *Neues Deutschland* dem bis heute prominentesten Republik-Vertriebenen noch einmal Saures. Wolf Biermanns Telefongespräch mit Bärbel Bohley, vom Deutschlandfunk aufgezeichnet und gesendet, erboste einen Namenlosen aus der *ND*-Redaktion: „Wenn einer ständig von ‚Kultur des Dialogs‘ redet“, hieß es da an Biermanns Adresse, „und wider Sitte und Anstand darunter das Schmeißen mit solchem Dreck versteht, ist er bei uns völlig fehl am Platze.“

Nun aber, am Freitag vergangener Woche, schien plötzlich doch Raum für den Liedermacher gefunden: 13 Jahre nach der spektakulären Ausbürgerung, sieben Jahre nach seinem letzten Besuch in der DDR (beim todkranken Freund Robert Havemann) durfte Wolf Biermann wieder einreisen – und singen. Vor 5000 Zuschauern in der zwar ausverkauften, jedoch nicht ganz gefüllten Halle 2 des Leipziger Messegeländes gab Biermann, dem der öffentliche Auftritt schon lange vor der Ausbürgerung verboten war, sein erstes DDR-Konzert seit 24 Jahren – ab 22.15 Uhr übertrug auch das Ost-Fernsehen.

Schüchtern, mit feuchten Augen und strahlendem Kindergesicht, trat der 53jährige Rückkehrer vor die jubelnden Leipziger; auf einem Instrumentenkoffer sitzend, gedachte er der unfreiwilligen Abwesenheit: „Ich bin sehr froh, und ich bin sehr aufgeregt.“

Lange genug hatte es ja gedauert: Als Biermann, auf Einladung Bärbel Bohleys, am 4. November zur großen Alexanderplatz-Demonstration wollte, verweigerte ihm ein Grenzsoldat die Passage. Knapp zwei Wochen später dann wollte der im November 1976 „auf schäbigste Weise“ (Heinrich Böll) aus dem Land Gejagte in der Ost-Berliner Samariterkirche spielen – doch auch diesmal scheiterte der Auftritt am Einreiseverbot der DDR-Behörden.

Biermann, der – hier spricht der Dichter – „rührend deutsche Deutsche“, hatte es den mühsam um Glaubwürdigkeit beim eigenen Volk ringenden Wendepolitikern nicht gerade leicht gemacht. Gemütsmensch, der er ist, begrüßte er gleich nach der Ablösung Honeckers,